

Die Indianer Nordamerikas

Zusammengetragen von Axel Friedrich, OT 64 Südpfalz

BESIEDLUNG

Es wird vermutet, dass die Besiedlung Amerikas vor etwa 30.000 ± 15.000 Jahren begann. Damals war Eiszeit und viel Wasser war als Eis gebunden, so dass der Meeresspiegel gut 100 m unter dem heutigen lag, was wiederum bewirkte, dass im Raum der Beringstraße ein etwa 1.500 km breiter Landstreifen zwischen Nordostasien und Alaska bestand. Der warme Japan-Strom sorgte für mildes Klima – große Teile Alaskas waren völlig eisfrei.

Woher genau die ersten Siedler (Menschen mongolider Rassen) kamen, ist bis heute rätselhaft, da sie überwiegend die Blutgruppe „0“ haben und somit keine Verbindung zu noch lebenden Volksstämmen in Asien hergestellt werden kann. Nur bei den Eskimos, die als letzte einwanderten und die Küsten Alaskas und des nördlichen Kanadas besiedelten, kann man gentechnisch die Verwandtschaft mit mongolischen Völkern nachweisen.

Die ersten Siedler, vermutlich Nomaden, die ihrem Jagdwild (Mammut, Altbison, Riesenfaultier usw.) folgten, betraten trockenen Fußes unbewusst einen neuen Kontinent und wurden von den nachrückenden in mehreren Wellen immer weiter nach Süden verdrängt, so dass über die Jahrtausende ganz Amerika bis hinunter nach Feuerland von den „First Americans“ besetzt wurde. Ob Saatgut und Haustiere (außer Hunden) mitgebracht wurden, ist nicht nachweisbar.

Dass es vor den „First Americans“ schon Ureinwohner – zeitlich einzuordnen mit unseren Neandertalern, die vor 30.000 Jahren vom Homo sapiens „ausgestorben wurden“ – gegeben haben soll, wird als Gerücht gehandelt, das die US-amerikanische Regierung in die Welt gesetzt haben soll, um die Hypothese zu belegen, dass diese von den Neusiedlern (seit Kolumbus „Indianer“ oder neuerdings „Native Americans“ genannt) grausam ausgerottet worden sind.

DIE RASSEN

Gemeinsame Merkmale weisen noch heute auf die Verwurzelung der Indianer (Indianide) im Bereich des mongoliden Rassenkreises hin:

- Gelblich getönte Haut (die Bezeichnung „Rothaut“ bezieht sich nicht auf die Hautfarbe, sondern auf die bei einigen Stämmen übliche Bemalung mit roter Farbe),
- Schwarzes oder rotbraunes, langes, straffes oder schlichtes Kopfhair,
- Geringe Körperbehaarung (stärkerer Bartwuchs tritt nur vereinzelt auf, z.B. bei einigen Pazifik-Küsten-Bewohnern),
- Ihre Körperproportionen (langer Rumpf, relativ kurze Gliedmaßen),
- Breites Gesicht mit betonten Jochbögen,
- Scharfe und hochrückige, z.T. sogar hakige Nase sowie
- Gehäuftes Vorkommen großer schaufelförmiger oberer Schneidezähne.

In Nordamerika lassen sich zwei indianide Rassen unterscheiden:

- Langkopfrassen (Silviden und Margiden) und
- Kurzkopfrassen (Zentraliden und Pazifiden).

Zu den **Silviden** zählen die Algonkin, Sioux- und Irokesisch-sprechenden Stämme („Bilderbuch-Indianer“), die in den ost-kanadischen Wäldern, im Osten, Mittelwesten und in den Prärien und Plains der heutigen USA lebten.

Zu den **Margiden** gehören die Uto-Aztektisch-, Hoka- und Penuti-sprechenden Stämme Kaliforniens, des Großen Beckens und Nordwest-Mexikos sowie Teile der Muskogee-Sprecher (Creek, Muskogee).

Die **Zentraliden** sind anzutreffen im südwestlichen Appalachen-Vorland (Choctaw), im südlichen Prärie-Gebiet (Caddo), bis Ost-Arizona (Pueblo) sowie in Zentral- und Südmexiko (Azteken, Maya).

Das Hauptverbreitungsgebiet der **Pazifiden** liegt im Nordwesten Nordamerikas, von Alaska bis nach Kalifornien (Tlingit, Haida, Tsimshian, Salish, u.a.m.) und der subarktischen Athapasken sowie durch Abwanderung auch im Südwesten (Apache, Navajo).

Auf den unterschiedlichen Körperbau dieser Rassen soll hier nicht eingegangen werden.

DIE SPRACHEN

Für die vor-kolumbische Zeit schätzt man die Anzahl der indianischen Sprachen Nordamerikas bei 600 bis 700 Stämmen auf über 200, die in rund 50 Sprachfamilien unterteilt werden; bei einer Gesamtbevölkerung von etwa einer Million ist dies eine außerordentlich große Zahl. 1940 hat man noch 149 aktive Sprachen gezählt. Bis heute ist es noch nicht gelungen, auch nur eine der nordamerikanischen Indianersprachen außerhalb des Kontinents sprach-genetisch in Verbindung zu bringen. Selbst Beziehungen zwischen nord- und südamerikanischen Sprachen konnten nicht nachgewiesen werden. Die Sprachfamilien unterteilen sich noch in Einzelsprachen und Dialekte. Nach W. Lindig ordnet man die Sprachen folgenden Familien zu:

Eskimo-Aleutisch, Na-Dènè (Athapaskisch), Algonkin, Mosanisch, Uto-Aztektisch, Penuti, Hoka-Coahuilteca, Sioux-Yuchi, Caddo-Irokesisch, sowie die Golfküstensprachen; andere Quellen unterteilen wieder anders bzw. detaillierter – Uneinigkeit in der Wissenschaft. Für eine weitere Aufspaltung der einzelnen Sprachfamilien reicht hier der Platz nicht.

Bei der Sprache herrscht(e) regionales Chaos – die Nachbarn konnten sich kaum in der selben Sprache verständigen. So entwickelte sich zwischen den unterschiedlichen Stämmen eine allgemeine Signalsprache (Zeichen- und Symbolsprache – Hand- und Rauchzeichen).

Im 2. Weltkrieg wurden Indianer – vor allem Navajos – als Funker ausgebildet, um in ihrer Stammessprache zu kommunizieren; der „Code“ wurde während des Krieges nie geknackt (Film „Thunderwind“).

Eine Schrift in unserem Sinne war bei den Indianern unbekannt; sie benutzten Piktographien oder Bilderschriften und Hieroglyphen für Namen und sonstige Begriffe.

DIE STÄMME – den Kulturarealen zugeordnet

Bei einem Kulturareal handelt es sich um eine geographische Region mit charakteristischem Klima, typischen Oberflächenformen sowie bestimmten Tier- und Pflanzenbeständen, nicht zu verwechseln mit den Sprachfamilien. Folgende Kulturareale findet man in den USA (mit den bekanntesten Stämmen, deren Namen man bei Staaten, Städten, Flüssen u.a. wieder findet – unterstrichen):

- **Südwesten**
Apachen, Hopi, Mojave, Navajo, Pueblo-Indianer, Yuma, Zuni,
- **Great Plains**
Blackfoot, Caddo, Cheyenne, Comanchen, Crow, Iowa, Kansa, Kiowa, Mandan, Missouri, Omaha, Osage, Pawnee, Sioux (Dakota, Lakota, Nakota, Oglala),
- **Kalifornien**
Hupa, Miwok, Modoc, Pomo, Yana, Yuki, Yurok,
- **Großes Becken & Plateau-Region**
Bannock, Flathead, Klamath, Nez Percé, Paiute, Shoshonen, Ute (Utah), Yakima,
- **Nordwestküste**
Bella Bella, Cowichan, Haida, Kitamat, Klikitat, Nootka, Samish, Tlingit,
- **Östliches Waldland**
Algonkin, Delaware, Erie, Huronen, Illinois, Irokesen, Mohawk, Massachuset, Miami, Mohikaner, Odjiba (Chippewa), Ottawa, Tobacco, Winnebago,
- **Südosten**
Alabama, Cherokee, Creek, Natchez, Seminolen, Apalachee, Shawnee, Yuchi.

(Ein Stammesregister – ohne Eskimos – habe ich in einer separaten Datei zusammen getragen.)

Die Bewohner der Prärien (Great Plains) sind *die* Indianer, die wir vorwiegend aus Hollywood-Filmen (gegen den Willen der mitwirkenden Indianer fast alle Klischee-behaftet – löbliche Ausnahmen: „Der mit dem Wolf tanzt“ und „Der letzte Mohikaner“) kennen, also die, die auf ihren Pferden den Bison-Herden folgen. Die meisten anderen Indianer sind sesshaft und betreiben Ackerbau oder sind Sammler und Jäger.

Karl May kannte aus Büchern einige dieser Stämme, deren Lage und Eigenschaften und verarbeitete sie in seinen Indianer-Abenteuern. Die bei ihm beschriebenen Marterpfähle sind nicht zu verwechseln mit den Totem-Pfählen; diese sind aus Holzstämmen geschnitzte Familienkennzeichen mit Tierdarstellungen und kommen vor allem bei den Stämmen der Nordwestküste vor.

BESIEDLUNG DURCH DIE EUROPÄER

Nach der Entdeckung Amerikas 1492 durch Kolumbus wurde das Gebiet der heutigen USA vom Osten her von Europäern besiedelt. Holländer, Russen, Deutsche, Skandinavien, aber überwiegend Franzosen und Engländer (Yingleses → Yankees) bekämpften sich gegenseitig, um für ihr Land Boden gut zu machen – manchmal mit Unterstützung der „First Nations“ (die auf einem Entwicklungsstand waren wie Europa 3.000 Jahre zuvor), doch meist zum Nachteil der Indianer. Dies war *ein* Teil des tatkräftigen indianischen Beitrags zum eigenen Untergang; ein *weiter*: die Indianerstämme waren sich selten einig, wenn es gegen die Siedler ging – meist

kämpften sie sogar gegeneinander, aufgestachelt durch die Kolonisten. Ein *weiterer* Teil ist im Kapitel „Die Bisons“ beschrieben.

Die Neuankömmlinge – angelockt auch durch Goldfund-Märchen – brauchten Land, das ihnen von den Wald-Indianer der Ostküste per Verträge überlassen wurde.

Die Spanier im Südwesten des Landes gingen anders vor: sie missionierten die Indianer und zogen Steuern von ihnen ein, was 1680 zum Pueblo-Aufstand führte. Danach war zwölf Jahre Frieden. In der Zeit verwilderten einige spanische Pferde und vermehrten sich sprunghaft. Die Indianer fingen diese und zähmten sie – seither besitzen auch Indianer Pferde, was ihnen vorher nicht gestattet war; sie wurden akrobatische Reiter.

VERTREIBUNG UND VERNICHTUNG

Immer mehr Schiffe warfen Siedlungswillige – darunter auch begnadigte Gefängnis-Insassen – an Land, die Algonkin-Stämme wurden immer weiter nach Westen abgedrängt bis an die Grenzen der verfeindeten Stämme des Irokesen-Bundes, was natürlich zu blutigen Konflikten führte. Die ausgehandelten Verträge wurden von Seiten der Indianer meist eingehalten (sie glaubten an das Gute im Menschen), von Seiten der Kolonisten („Jene-die-Ja-Ja-sagen“) jedoch regelmäßig gebrochen, was wiederum zu kriegerischen Auseinandersetzungen führte. Immer wieder wurden die Indianer zu erneuten Friedensverhandlungen eingeladen, bei den sie festgenommen oder brutal abgeschlachtet wurden.

Ihre Gutgläubigkeit wurde ihnen oft zum Verhängnis; aus nichtigen, meist provozierenden Anlässen wurden über sie Sanktionen verhängt, die meist in Massakern endeten, bei denen oft ganze Stämme ausgerottet wurden. Danach holte man das Kreuz hervor und pries Gott.

Die weißen Siedler schleppten aus Europa Krankheiten ein, denen das Immunsystem der „Native People“ nicht gewachsen war: Blattern, Pocken, Grippe und Masern; Cholera, Typhus, Atemweg- und Magen-Darm-Erkrankungen kamen hinzu. Epidemien entvölkerten ganze Landstriche. Zur Politik der Ausrottung der Indianer zählt auch, dass man ihnen Geschenke überreichte, die in Krankenhaus-Decken und -Tücher eingepackt waren, infiziert mit Keimen der Vernichtungs-Krankheiten, was wiederum zur Folge hatte, dass ganze Stämme dahin siechten. Die Überlebenden wurden nicht selten versklavt.

Die Abdrängung gen Westen schritt weiter voran (1840 wurde sogar ein „Indianer-Vertreibungs-Gesetz“ – „Evakuierungs-Gesetz“ – erlassen). Mit großen Versprechungen seitens der US-Regierung wurden die Indianer westlich des Mississippi (Oklahoma) gelockt, wo man ihnen ab 1825 große Reservate einrichtete, die sie auch bäuerlich bewirtschafteten. Wurden jedoch auf diesem Gelände Bodenschätze gefunden (entgegen den Verträgen gesucht), wurde ihnen erneut anderes Land zugesprochen, meist karger bis hin zu Wüsten. Es kam zu Aufständen, die meist brutal niedergeschlagen wurden. Die Ausrottung ging sogar soweit, dass Prämien ausgelobt wurden für jeden getöteten Indianer – es wurde Kopfgeld bezahlt, später reichte das Vorzeigen des Kopfhaares mit Haut (diese Methode des Skalpierens übernahmen die Indianer, dann sogar bei lebendigem Leibe). In den Kriegen von 1790 bis 1891 kamen etwa 400.000 Indianer um.

Am Little Big Horn River (Montana) kam es im Juni 1876 zu einer Schlacht zwischen den Sioux unter den Häuptlingen „Sitting Bull“, „Crazy Horse“, „Hump“ sowie dem

Cheyenne-Häuptling „Two Moon“ und des 7. Kavallerie-Regiments unter Oberstleutnant Custer – die Armee wurde innerhalb einer Stunde vernichtend geschlagen – 246 Tote (eine der seltenen Siege der Indianer). Im Dezember 1890 gab es am Wounded Knee Creek (South Dakota) ein Gemetzel an unbewaffneten Sioux-Indianern unter „Big Foot“ (70 % Frauen und Kinder), die von Soldaten bewacht wurden; „aus Versehen“ wurde das Feuer mit Maschinen-Waffen eröffnet, 143 Sioux starben, 33 waren verwundet (einige starben dann im Schneesturm); auch unter den Soldaten gab es Verluste: 30 Tote und 34 Verwundete.

Heute ist das Thema „Indianer-Ausrottung“ quasi tabu in den USA. In Washington und neuerdings auch in New York gibt es spezielle große Indianer-Museen.

Die Indianer-Reservate bestehen nun schon seit über 150 Jahren, viele kleine östlich und die großen (Navajo in Arizona) westlich des Mississippi (Kapitel „Ausblick“).

DIE BISONS

Auch die Prärie-Indianer waren einst sesshaft; sie bejagten die durchziehenden Bisonherden (man schätzt im Jahr 1800 etwa 30 Mio. Tiere) auf steinzeitliche Art: mit Feuer und Lärm wurden die Tiere in Panik versetzt und flohen gelenkt in Schluchten, wo die durch Stürze verletzten mit Pfeilen und Speeren getötet wurden – aber nur so viele, wie gebraucht wurden (im Jahr 6 bis 7 Tiere pro Person). Alles von den Tieren wurde verwertet: Fleisch = Ernährung; Häute = Kleidung und Zelte; Sehnen = Binde- und Nähmaterial; Hörner und Knochen = Werkzeug und Pfeilspitzen; Zähne = Schmuck; Kot = Brennstoff.

Den Bisonherden folgte man mit Schlepplattenschlitten – den so genannten Travois –, die von Menschen und Hunden gezogen wurden (das Rad war bis weit nach der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus unbekannt bzw. unbenutzt) – später wurden Pferde als Zugtiere benutzt. Darauf kam der gesamte Hausrat und die zusammenlegbaren Zelte, die Tipis (Wigwams sind feste Behausungen aus Holzrinden).

Nach Einführung des Pferdes durch die Spanier wurden die Bisonherden beritten verfolgt und später mit Feuerwaffen erlegt. Aber auch durch natürliche Umstände wurden die Herden dezimiert: durch Unfälle, Dürreperioden, Seuchen, Überschwemmungen, Kälteeinbrüche und Steppenbrände; durch Wolfsrudel wurden jährlich 1 bis 2 Mio. gerissen. Dazu kamen dann die weißen Wilderer, die im Auftrag der US-Regierung die Lebensgrundlage der rebellischen Indianer abschlachteten („Jeder tote Bison ist auch ein Indianer weniger“, 1873); die Kadaver verwesten auf der Prärie, das Fell wurde für wenig Geld verkauft und im Osten zu Leder verarbeitet (u.a. zu Treibriemen für die aufkommende Industrie). Die Indianer wurden auch dazu angehalten, diesen „Leder-Hunger“ zu stillen – und sie machten mit für billige Tauschgüter oder wenig Geld! Um 1900 gab es dann nur noch weniger als 1.000 Bisons. Heute haben sich die Bestände deutlich erholt: etwa 350.000 Tiere. Auch Biber und Weißwedel-Hirsche erlitten das gleiche Schicksal wegen ihrer Felle, die besonders in Europa sehr begehrt waren. Schiffe (Missouri) und Eisenbahn (Union Pacific) besorgten den Abtransport.

AUSBLICK (W. Lindig, Die Kulturen der Eskimos und Indianer Nordamerikas, 1972)

Obwohl die Auszüge aus diesem Buch schon über 30 Jahre alt sind, kann man davon ausgehen, dass wesentliche Teile davon noch heute gültig sind.

Im Jahre 1968 lebten etwa 650.000 Indianer in den Vereinigten Staaten (1900: 135.000), davon mehr als 450.000 in oder in der Nähe der etwa 300 Reservate, die insgesamt ein Gebiet von der Größe der Bundesrepublik Deutschland umfassen. Die Reservate bleiben ausschließlich den Indianern zur Besiedlung vorbehalten und unterstehen heute dem Amt für indianische Angelegenheiten («Bureau of Indian Affairs«, BIA) in Washington. Sie sind Kollektiveigentum der auf ihnen lebenden Gruppen, die von Stammesräten verwaltet werden. Der Vertreter des BIA hat nur beratende Funktion, und meist ist er selbst Indianer. Die Reservate (Auflistung in einer separaten Datei) sind von unterschiedlicher Größe: Das Reservat der Navajo (AZ), das größte in den USA, umfasst etwa 68.000 km², während es sich bei einigen anderen um winzige Areale von nur wenigen Hektar Land handelt. Der Kontakt mit der Masse der weißen Bevölkerung ist bei den Indianern, die in den größeren Reservaten leben, gering; es kommt dort nur selten zu Mischehen. In den kleineren Reservaten dagegen vollzieht sich ein ständig beschleunigter Anpassungsprozeß.

Die allgemeinen Lebensbedingungen der Reservats-Indianer sind im Durchschnitt erheblich schlechter als die jeder anderen ethnischen Gruppe des Landes, doch besteht wenig Neigung von Seiten der Indianer, die Reservate zu verlassen und sich in das Leben der weißen Bürger des Landes zu integrieren.

Zahlenmäßig bilden die Indianer des Südwestens etwa ein Viertel der gesamten indianischen Bevölkerung in den USA. Sie leben zum größten Teil in ihren ehemaligen Wohngebieten und halten mit großer Beharrlichkeit und Zähigkeit an vielen alten traditionellen Kulturformen fest, besonders auf religiösem Gebiet. Die meisten Prärie- und Plains-Indianer wohnen heute in Oklahoma, wo sie sich mit den aus dem Südosten vertriebenen Stämmen das einstige »Indianerterritorium« teilen. Eine größere Zahl von Dakota blieben in Reservaten in North und South Dakota. Reste der Assiniboin, Blackfoot und Cheyenne leben in Montana, die Wind-River-Shoshonen und Arapaho in Wyoming. In den Westküstenstaaten von Washington bis Kalifornien gibt es eine größere Zahl von meist kleinen Reservaten, die verschiedene Restgruppen des Westens aufgenommen haben. Die Indianer des intermontanen Raumes verteilen sich heute auf zwei größere Reservate im östlichen Utah und in Idaho sowie auf kleinere Schutzgebiete des westlichen Nevada. Von den Stämmen des Ostens heben sich zahlenmäßig die Irokesen ab, die in verschiedenen kleineren Reservaten im westlichen Teil des Staates von New York und in Ontario (Kanada) leben. Kleine Restgruppen der östlichen Algonkin haben sich in einigen Staaten der Ostküste gehalten. In den südwestlichen Appalachen lebt eine Teilgruppe der Cherokee (Eastern Cherokee), die aus einem Kern von Indianern, die an der großen Vertreibung der Südoststämme nach Oklahoma nicht teilgenommen hatte, und von dort zurückgekehrten Gruppen besteht. Die Cherokee haben sich besonders stark mit der weißen bäuerlichen Bevölkerung vermischt. In den Sümpfen der Everglades von Süd-Florida halten sich Teile der Seminolen auf; eine Choctaw-Gruppe lebt heute in einem Reservat im Staate Mississippi. Die meisten Südoststämme sind in Oklahoma verblieben, wohin sie in den Jahren 1838 bis

1840 deportiert worden waren. Hier leben sie nach Auflösung ihrer Selbstverwaltung wie die übrigen Bürger des Landes; ein Reservat besteht also für die Südoststämme in Oklahoma nicht mehr.

Die Mehrzahl der Indianer lebt heute in den Reservaten. Die Zahl der in die Städte und auf die landwirtschaftlichen Gebiete weißer Amerikaner abgewanderten Indianer nimmt zwar ständig zu, doch kehren viele wieder in ihre Reservate zurück, wo sie von der Bundesregierung einen Unterhaltsbeitrag erhalten. Hier unternimmt das BIA große Anstrengungen, die örtlichen Rohstoffquellen zu erschließen, Industrien anzusiedeln und die Infrastruktur zu verbessern. Damit steigt auch die Möglichkeit, in den Reservaten selbst Arbeit zu finden. Trotz aller Bemühungen sind die Verhältnisse in den meisten größeren Reservaten noch katastrophal, weil die landwirtschaftliche Nutzung, die den meisten Indianern noch am ehesten zusagen würde, nur in beschränktem Umfange möglich ist und die ständig wachsende Bevölkerung nicht aus eigener Kraft ernährt werden kann.

Nachdem im Jahre 1955 die medizinische Betreuung der Reservats-Indianer auf den Staatlichen Gesundheitsdienst übergegangen ist, haben sich die Verhältnisse beträchtlich gebessert, und die Lebenserwartung eines heute geborenen Indianers ist von 40 Jahren vor 1955 auf über 60 Jahre gestiegen. Dennoch ist die Kindersterblichkeit noch immer sehr groß.

Auch im Erziehungswesen ist seit den 50er Jahren eine erhebliche Verbesserung eingetreten. Hierzu hat vor allem ein Wandel in der Einstellung der Indianer selbst beigetragen: Während früher viele Indianer ihre Kinder nicht in der Tradition des weißen Mannes erziehen lassen wollten und sie deshalb von den Schulen fernhielten, hat sich ihre Meinung in dieser Frage grundlegend geändert, so dass heute fast jedes Indianerkind eine Schule besucht. Zu diesem Meinungsumschwung hat das Bewusstsein beigetragen, dass durch eine bessere Ausbildung ihrer Kinder sie ihr eigenes politisches und soziales Schicksal selbst in die Hand nehmen und bessern können. Heute gibt es eine größere Zahl von politisch aktiven und erfahrenen Indianern, die als gewählte Vertreter in die Führungsämter ihres Stammes aufgestiegen sind und mit großem Geschick im Rahmen ihrer begrenzten Möglichkeiten das Leben ihrer Stammesgenossen zu bessern suchen. Gelegentlich kommt es zu Kompetenzstreitigkeiten mit den traditionellen Führern von Lokalgruppen, die im allgemeinen konservativ sind und die neue »Stammes«verwaltung und ihre gewählten Repräsentanten ablehnen. Andere Indianer, die bereits seit voreuropäischer Zeit zentrale politische Instanzen hatten, wie zum Beispiel die Pueblo-Indianer und einige Präriestämme, haben den Stammesrat, der ihnen schon von den Spaniern und den Amerikanern aufoktroziert wurde, geschickt mit den eigenen traditionellen (sakralen) Führern besetzt.

Es gibt heute sogar einen nationalen Indianerrat. Er unterstützt die einzelnen Stammesräte mit Informationen und nimmt auch gelegentlich ihre Interessen bei den Bundesbehörden wahr. Er kann jedoch keine Anordnungen treffen und ist auch keine offizielle Vertretung aller Indianer in den USA.

Die meisten Indianer sind heute nominell Mitglieder verschiedener christlicher Glaubensgemeinschaften. Es gibt aber – vor allem im Südwesten – viele Gruppen, die noch ganz ihrem alten Glauben verhaftet sind. Die traditionellen religiösen und magischen Zeremonien werden meist im Rahmen von esoterischen Kultgemeinschaften überwiegend bei den Navajos und den Pueblo-

Indianern durchgeführt; sie werden vor den Kindern und den Weißen streng geheimgehalten. Eine größere Rolle spielt noch heute der Peyote-Kult. Ob solche Kulte nur Übergangserscheinungen sind, bis sich alle Indianer dem christlichen Glauben zugewandt haben, dürfte angesichts der Beharrlichkeit indianischen Traditionsgutes durch die Jahrhunderte hindurch zweifelhaft sein. Im Augenblick sieht es eher so aus, als ob mit dem Anwachsen des indianischen Selbstbewusstseins die indianische Komponente solcher christlich-indianischen Glaubensvorstellungen überwiegt und die christlichen Ideen, die ja mit der Herrschaft des weißen Mannes unlösbar verbunden sind, stärker in den Hintergrund gedrängt werden.

Eine pan-indianische Bewegung hat sich, trotz der Erkenntnis einer gemeinsamen Interessenlage aller Indianer, bisher nur in Ansätzen entwickelt. Die kulturellen Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen sind nach wie vor sehr groß, so dass die »Red-Power-Bewegung«, von der gelegentlich gesprochen wird, nur als eine hier und da aufflackernde Imitation der »Black-Power-Bewegung« erscheint; sie entbehrt jeder realen Basis. Lediglich in Oklahoma, wo Restgruppen vieler verschiedener Stämme schon seit langer Zeit in unmittelbarer Nachbarschaft leben, ist ein gewisses Gefühl der Gemeinsamkeit entstanden, das auch seinen Ausdruck in gemeinschaftlichen Interessenvertretungen findet.

Die meisten Indianer sind gewillt, ihren eigenen Weg zu gehen. Sie wollen keine Almosenempfänger des weißen Mannes sein. Das bedeutet jedoch nicht, dass sie moderne Techniken und finanzielle Entwicklungshilfe ablehnten. Sie wollen mit eigener Kraft, auf ihren traditionellen Wert- und Glaubensvorstellungen aufbauend, ihre Zukunft bestimmen. Das äußere Erscheinungsbild der meisten nordamerikanischen Indianer, die sich von einem weißen Amerikaner nur durch die leicht abweichende Hautfarbe zu unterscheiden scheinen, trügt. Ein Beweis für das Verharren in der eigenen geistigen Kultur sind die Lebendigkeit der indianischen Sprachen – einige Stämme haben eine eigene Schrift entwickelt – und die ständige Zunahme des indianischen Anteils an der Gesamtbevölkerung des Landes (heute über 1 Mio.).

Literaturempfehlung:

H.J. Stammel, Der Indianer, Legende und Wirklichkeit von A – Z, Orbis-Verlag

Oliver La Farge, Die Welt der Indianer, Ravensburger Taschenbücher

Joachim Hack, Das große Buch der Indianer – alle Stämme, alle Kriege, Weltbild

C.W. Ceram, Der erste Amerikaner, Deutscher Bücherbund

Maximilian Prinz zu Wied, Reise in das Innere Nordamerikas (1832-34), 2 Bände und Bildtafeln, Verlag L. Borowsky, München

John Gattuso, IndianerReservate U.S.A., APA-Guide 1993, RV-Verlag